

Chopin.



Ueber dem blühenden Garten ruht schweigende Nacht. Silbern schimmert im Mondlicht Baum und Strauch. In der Ferne rauscht leise der Springquell in die weite Schale hinab . . .

Ausgestreckt auf steinerner Bank, den Kopf in die Hand gestützt, so schau' ich durch zitternde Wipfel — hinauf zu Dir.

Dein Fenster ist hell. Weit hinaus in die dämmernde Juni-Nacht dringt der zitternde Schein der Kerzen.

Aber — was hör' ich!

Leise Klänge schweben herab. Ich sehe Dich nicht, doch ich weiß, Deine schlanken Finger sind es, die über die Tasten schweben. Ich verstehe den Gruß. Chopin! Mir zuliebe wähltest Du ihn, den ich vor allen liebe, den Zauberer, den Seelenbethörer, den zurückenden Sänger der Nacht!

Bist auch Du trunken, Geliebte, von den roten Rosen um mich her? Oder umfing mich, den Träumer, wie Du so oft mich lächelnd nennst, heute der tiefste, seltsamste Traum?

Wie spieltest Du so. Alle Wunder des Lebens tönen in Deinem Lied. — —

Eine zagende Seele schwebt durch's Dunkel der Welt. Dämmerung ringsum. Kein Ungewitter, keine jähe Gefahr, doch überall Nebel und lastende Schwere. Aber ein himmlisches Leuchten, unendliche Süßigkeit geht von der armen, irrenden Seele aus. Sie fühlt nicht den Druck des dunstigen Aethers umher. Gläubig sucht sie den Weg, und spielende Engel kommen, von Harfenklängen umflüstert, und tragen sie sanft hinauf . . .

Aber da schrillt es dazwischen, ein fremder, drohender Klang.

Wetter und brandende Flut grollt aus der Tiefe herauf. Aus der Höhe nieder fährt zuckend der Blitz. Auf verlassenem Pfad zittert die einsame Seele.

Doch es schwebt heran wie ein gleißender Stern. Wild sprüht ein Kranz von rötlichen Flammen um ihn. Zerrissene Wolken flattern, tobend, in unbändiger Lust. Ein Tanzlied, ein tolles, jauchzendes Tanzlied heult der entfesselte Sturm.

Wie lockt es die zage, die einsame Seele! Hinein sich stürzen; dem Mächtigen ganz zu eigen, vergehen in lodrender Glut! Schon hebt sie die Schwingen, schon schwebt sie zitternd, sehnfüchtig bangend ihm zu.